Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Morgen-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 577. **Montag** den 14. November 1898. **92. Jahrgang.**

Sächsische Hofnarren.

Nachdruck verboten.

△ Zu allen Zeiten und in allen Ständen hat es niemals an Narren gefehlt, die dazu dienten, Andere durch ihre Einfalt oder durch ihre Schalkhaftigkeit zu erheitern. Kaiser Maximilian II. pflegte zu sagen: „Ein jeder junger Gesell muß sieben Jahre das Narrenseil ziehen, und wenn er in diesen sieben Jahren eine Stunde seine Narrheit versäumt, so muß er wieder aufs Neue seine Narrheit anfangen.“ Schuppius, ein Prediger in Hamburg, behauptete, es gäbe mehr Narren in der Welt als Menschen. Der weise Salomo behauptet von sich: „Ich bin der Allernärrischste, und Menschenverstand ist nicht bei mir.“ Man sieht also, daß das Gefühl der allgemeinen Narrheit ein sehr verbreitetes war. Zur Narrheit besonders veranlagte Personen spielten nicht allein an den Höfen der Regenten, sondern auch bei reichen Privatpersonen, bei Päpsten, Cardinälen, Bischöfen und Prälaten eine hervorragende Rolle. Unter den zahlreichen Classen der Narren zeichneten sich besonders die Hofnarren aus. Diese Lustigmacher führten nicht immer den Titel Hofnarr, waren es aber doch in Wirklichkeit. Man legte ihnen diesen Titel nicht bei, weil es wider die Sitte der Zeit war. Als die Derbheit der Sitten an den Höfen schwand, begnügte man sich mit Kammerzwergen. Am längsten hielten sich die Hofnarren am kursächsischen Hofe, hier wurden bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts besoldete Hofnarren gehalten.

Einer der ersten kursächsischen Hofnarren war Klauß von Nanstädt, auch kurz „Klauß Narr“ genannt. Nach und nach ist er bei vier Kurfürsten und einem Bischofe Hofnarr gewesen. Zuerst war er der Hofnarr des Kurfürsten Ernst. Dieser lernte ihn durch Zufall auf folgende Weise kennen. Klauß Narr war armer Leute Kind, darum mußte er die Gänse in Nanstädt hüten. Eines Tages kam der Kurfürst durch Nanstädt, Klauß hütete abseits seine Gänseschaar. Als er vernahm, daß der Kurfürst durchreise, wurde er neugierig und wollte den hohen Herrn auch sehen. Da er seine Gänseheerde nicht verlassen durfte, steckte er die jungen Gänse mit ihren Köpfen unter seinen Leibgürtel, die alten Gänse aber nahm er unter die Arme. So war er sicher, daß ihm keine Gans gestohlen ward, daß ihm aber auch keine entlaufen konnte. Als der Kurfürst diesen seltsamen Menschen sah, mußte er herzlich über seine Einfalt lachen, er merkte aber sofort, daß er sich zum Hofnarren gar besonders eigne. Alsogleich ließ er den Vater des Burschen herbeiholen und fragte ihn, ob er es zufrieden sei, wenn er seinen Sohn mit an den Hof nähme. Der Vater antwortete: „Sehr gern, gnädiger Herr, ich würde dadurch eines großen Verdrusses überhoben, denn der Junge ist mir nichts nütze, in meinem Hause macht er nichts als Unruhe, und durch seine Possen wiegelt er das ganze Dorf auf.“ Der Kurfürst nahm Klaußen zu sich, dem Bauer, dem Klauß die Gänse erwürgt hatte, schenkte er 20 Gulden und dem Vater machte er ein ansehnliches Geschenk.

Von Klauß Narr hat man bald nach seinem Tode allerlei muntere Streiche gesammelt und durch den Druck festgehalten. Einige sollen hier als Probe angefügt werden. Einst bot der Kurfürst einem Hofrathe aus seinem eigenen Becher gnädigst einen Trunk an. Der Rath demüthigte sich und sprach, er wäre zu unachtsam und zu geringe, daß er aus seiner kurfürstlichen Gnaden Credentia trinken sollte. Das sah und hörte Klauß und sprach: „Siehe, mein Fürst, wie wehrt sich der Kerle, zu trinken, schenk' ihm den Becher, und siehe, ob er sich auch so wehre und spere.“ Als Kurfürst Friedrich von einem Anderen um einen Theil seiner Länder angefochten wurde, welcher vorgab, sie wären ihm angestorben, fragte er den Klauß, wie er sich verhalten solle. Klauß sagte: „Fritz, gieb mir Deinen besten Kammerrock, so will ich Dir's schon sagen.“ Als Klauß den Rock hatte, zerschnitt er ihn in zwei Stücke, zog die eine Hälfte an und kam wieder zum Kurfürsten. Dieser war sehr unwillig, daß er den Rock verdorben hatte, und wollte ihm lassen einen Stock Schilling geben, und fragte, was die Possen bedeuten sollten. Klauß sagte: „Wie mir dieser halbe Rock ansteht, so wird es Dir auch anstehen, wenn Du Deine Länder theilen willst.“

Einen einäugigen Hofnarren hatte Herzog Georg von Sachsen. Als im Jahre 1519 in der Pleißenburg zu Leipzig die berühmte Disputation zwischen Dr. Martin Luther und Dr. Eck stattfand, war auch der einäugige Narr mit anwesend und saß zu den Füßen des Herzogs Georg. Der Narr wußte nicht, um was es sich bei der Disputation handelte. Die Hofleute aber hatten ihm eingeredet, die Disputation wäre seiner — des Narren — Hochzeit wegen, die Dr. Luther vertheidige, die aber Dr. Eck nicht zugebenwolle. Aus diesem Grunde war der Narr dem Dr. Eck sehr übel gesinnt, und so oft er in die Disputation kam, sah er ihn mit seinem einzigen Auge gar grimmig an. Dr. Eck merkte dieses bald, konnte aber die Ursache zu dem grimmigen, feindlichen Blicke nicht erklären. Er sah ihn wieder starr und scharf an, und um den Narren auf seinen Leibesfehler aufmerksam zu machen, drückte er mit seiner rechten Hand ein Auge zu. Darüber ward der Narr so erzürnt, daß er Dr. Eck mit lauter Stimme einen verlogenen Pfaffen, Schelmen und Dieb schalt und mit großem Ungestüm das Zimmer verließ, worüber ein großes Gelächter entstand.

Unverstand und Unkenntniß der Persönlichkeit und ihrer Werke versetzen auch den Professor der Dichtkunst, Friedrich Taubmann, unter die Zahl der sächsischen Hofnarren, mindestens stempelt man ihn zu einem professionsmäßigen Lustigmacher. Professor Taubmann zu Wittenberg war ein geistsprühender, witziger Mann und sehr angenehmer Gesellschafter. Seine dichterische Begabung, die es ihm leicht ermöglichte, über jeden beliebigen Gegenstand aus dem Stegreife fließende Verse zu sprechen und zu schreiben, verschaffte ihm auch Zutritt zum sächsischen Hofe, wo er der Lieblings- und Gelegenheitsdichter ward.

Friedrich Taubmann ward 1565 zu Wonsees, einem unbedeutenden Marktflecken in der Nähe von Bayreuth, geboren. Die Armuth stand an seiner Wiege. Sein Vater war Schuhmacher, später ward er Ortsschulze oder Bürgermeister. Frühe verlor er seinen Vater, seine Mutter heirathete einen Schneider, der redlich für den Knaben sorgte. Nach der Eltern Willen sollte der junge Taubmann ebenfalls das Schneiderhandwerk erlernen, doch seine geistigen Anlagen ließen ihn an dieser einförmigen Arbeit keinen Gefallen finden, sein Wunsch war, sich in den Wissenschaften auszubilden. Sein Vater zahlte ihm daher sein väterliches Erbtheil von dreißig Groschen aus und brachte ihn in die Schule zu Culmbach zum Rector Johann Codomann, der die hervorragenden Anlagen des Knaben sogleich erkannte und sich des armen Schülers in väterlicher Weise annahm. Als der Markgraf zu Brandenburg-Ansbach in Heilsbronn für hundert fähige Schüler ein Gymnasium gründete, empfahl Codomann den jungen Taubmann zur Aufnahme, was auch geschah. Frei von drückenden Nahrungssorgen, konnte er sich hier ganz den Wissenschaften widmen, seine dichterische Begabung zeigte sich schon auf der Schule, und er errang sich als Preis den Dichterkranz. Von hier aus bezog er die Universität Wittenberg, wo er 1595 die Professur der Dichtkunst erhielt, er starb in Wittenberg 1613. Taubmann gehörte nicht zu den reisen Gelehrten, die sich einseitig von den übrigen Menschen abschlossen, er war ein heiterer Gesellschafter und empfänglich für gesellige Freuden.

Von Taubmann sind viele Anekdoten auf unsere Zeit überkommen, in denen sich sein schlagender und mitunter auch beißender Witz kundgiebt. Hiervon einige Proben. „Ein eingebildeter Hof-Schranze zu Dresden sagte, er wollte hundert Thaler drum geben, daß die Welt wüßte, was er für ein Mann wäre. Diesem sagte Taubmann ins Ohr: „Ihr sollet billig zweihundert Reichsthaler drum geben, daß man es nicht wisse.“ Einst faßte Taubmann einen Hofmann bei der Hand, dieser sagte zu ihm: „Sie haben gar grobe Hände, die sich zum Dreschen gut schicken würden.“ „Ja, ja“, erwiderte Taubmann, „ich habe den Flegel schon in der Hand.“ —

Als man ihm einst bei der Tafel keinen Löffel vorlegte und sagte: „Ein Schelm, der nicht suppe“, schnitte er sich eine Brodrinde ab und suppte damit. Am Ende aß er sie auf und sagte: „Ein Schelm, der seinen Löffel nicht mit ißt.“

Zwischen dem Cardinal Clesel und Taubmann entspann sich nicht selten ein Wortgefecht. Eines Tages frug Taubmann den Cardinal Clesel, ob er auch wohl wisse, wo Gott nicht wäre? Der Cardinal antwortete: „In der Höllen“. Da antwortete Taubmann: „Nein, zu Rom ist er nicht, denn da hat er einen Statthalter.“

In Gegenwart des Kurfürsten hatte Cardinal Clesel Taubmann ziemlich mitgenommen. Taubmann wollte sich revanchiren und legte dem Cardinal die Frage vor, ob Eminenz mit einem Worte „hundert und fünfzig Esel“ schreiben könnte. Der Cardinal verwunderte sich über diese wunderliche Zumuthung, und da er es nicht errathen konnte, bat Taubmann den Cardinal, er möge seinen Namen auf den Tisch schreiben, dieser war damit geschwind fertig und schrieb vor des Kurfürsten Augen CLESEL. Nun sprach Taubmann: „Da sehen Ihro Kurfürstl. Durchlaucht in diesem einzigen Cardinal CL(Esel) hundertundfünfzig Esel.“ Darob war Clesel so erbost, daß er am folgenden Tage nach Wien abreiste. Beim Abschiede soll Taubmann zu ihm gesagt haben: „Ihro Eminenz, reisen Sie glücklich, sollten Sie nach Rom kommen, so erzählen Sie dem heiligen Vater, daß ein armer Professor in Wittenberg seinen Cardinal Clesel auf CL. Esel nach Wien habe fortreiten lassen.“

Auf gleiche Weise, durch eine Wortspielerei rächte er sich auch an dem Dr. med. Koch. Taubmann und Koch waren abgeordnet, auf den Landtag nach Dresden zu reisen. Koch reiste um einige Stunden früher ab und hinterließ in einem Gasthause zu Grochenhain, es würde bald der Scharfrichter aus Wittenberg kommen, welchem man einen offenen Krug vorsetzen müsse, welches auch geschah, als Taubmann ankam. Als Taubmann erforscht hatte, warum das geschehen, beschloß er, sich an Koch zu rächen. Bald nach seiner Ankunft in Dresden ging er zum Kurfürsten und giebt Dr. Koch als einen Ehebrecher an, der bei seiner Köchin geschlafen. Auf Grund dieser Anklage ward Dr. Koch eingezogen und als Ehebrecher angeklagt. Er leugnete mit Thränen in den Augen und berief sich auf Taubmann. Da trat Taubmann hervor und sagte: „Wie kömmt Ihr solches leugnen, denn wenn Ihr Koch heißet, so muß ja Eure Frau eine Köchin heißen.“ So wurde sich Taubmann gerächt, und Dr. Koch ward auf freien Fuß gesetzt.

Durch irgend einen Umstand war Taubmann bei dem Kurfürsten in Ungnade gefallen, es war befohlen worden, sobald er sich bei Hofe sehen lasse, solle man ihn mit Hunden wegheßen. Da sann Taubmann auf eine List, wie er wieder zu Hofe kommen könne. Er kaufte drei lebendige Hasen, nahm sie unter seinen langen Mantel und ging damit zu Hofe. Kaum war Taubmann in den Schloßhof eingetreten, so wurden etliche Hunde auf ihn gehetzt. Geschwind ließ Taubmann einen Hasen laufen, die Hunde liefen dem Hasen nach und so kam er über den Schloßhof hinweg. Auf der Treppe kamen ihm andere Windspiele entgegen, sogleich ließ Taubmann einen anderen Hasen unter dem Mantel hervorspringen, den die Hunde die Treppe hinab verfolgten. Auf diese Weise kam er bis zum kurfürstlichen Gemach. Hier wartete ein anderes Windspiel seiner, nun ließ er den dritten Hasen entspringen, während das Windspiel diesem folgte, konnte Taubmann ungehindert in das kurfürstliche Gemach eintreten. Ueber diese List lachte der Kurfürst herzlich und bewillkommnete Taubmann in freundlichster Weise.

Wie viele von diesen Erzählungen von Taubmann selbst herrühren, läßt sich nicht feststellen; ihm, wie auch dem Freiherrn Friedrich Wilhelm von Kyaw wird manche humoristische oder satirische Erzählung und mancher Schwank untergeschoben. Friedrich Wilhelm von Kyaw, geboren am 6. Mai 1654, trat als sechzehnjähriger Jüngling in kurbrandenburgische Kriegsdienste. Schon 1672 zog er mit ins Feld gegen die Franzosen am Rhein, hier zeichnete sich Kyaw durch kecken Muth und immer heitere Laune aus. So wird von ihm erzählt, daß er in der Tracht eines elsässischen Bauernmädchens über den Rhein gerudert sei. In dieser Verkleidung habe er eine Schildwache niedergestochen, deren Schüsse einzelne brandenburgische Soldaten niedergestreckt. Bei der Erstürmung des festen Schlosses Wesselnheim zeichnete sich Kyaw abermals aus, ebenso bei Fehrbellin und bei dem Sturme auf Anklam u. s. w. Kyaw wohnte allen sechs von den sechs berühmten Gobelins im königlichen Schlosse zu Berlin dargestellten Waffenthaten des großen Kurfürsten bei: Fehrbellin, Wolgast, Stettin, die Schlittenfahrt über das kurische Haff, Stralsund und Eroberung Rügens.

Trotz seiner rühmlichen Antheilnahme und einer neunjährigen tadellosen Dienstzeit war er immer noch nicht emporgerückt, erst 1681 ward er Unterofficier, 1685 Fähnrich. Im Jahre 1684 ward er nach Berlin versetzt. Hier ward er bald eine bekannte und beliebte Persönlichkeit, wozu sein heiteres, lebhaftes Temperament, seine munteren Scherze und sein treffender Witz wesentlich beitrugen. Diese Eigenschaften befreiten ihn auch aus mancher fatalen Lage. Einst hatte er behauptet: „Die Frauen gehören nicht dem Menschengeschlecht an.“ Durch diese Aeußerung fühlte sich ein Fräulein so tief gekränkt, daß sie Kyaw forderte. Kyaw's Entschuldigung half nicht, das Duell mit der Dame mußte ausgefochten werden. Als er auf dem Kampfplatze ankam, hatte er keine Pistolen mitgebracht, er erklärte, wehrlos von der schönen Hand der Dame sterben zu wollen. Dazu war das Fräulein zu gerecht, sie bestand auf dem Duell und bot ihre eigenen Pistolen dar. Kaum zeigte sie dieselben, so schlug Kyaw mit einem Fuchsschwanz, den er unter dem Mantel verborgen gehalten hatte, die Dame auf die Hand, daß die Pistolen zur Erde fielen. Ein allgemeines Gelächter entstand, von dem Duell aber war keine Rede mehr.

Während seines Aufenthaltes in Berlin war er tief in Schulden gerathen und hatte mit seinen Gläubigern fortgesetzt unangenehme Auseinandersetzungen. Um diesen aus dem Wege zu gehen, ließ er sich todt melden. Kyaw legte sich in den Sarg, dessen Deckel noch etwas gelüftet war. Beim Vorrücken des Sarges fiel der Deckel zu, und Kyaw war dem Ersticken nahe. Dazu hatte er keine Luft, mit jugendlicher Kraft warf er den Deckel ab und sprang zum Entsetzen aller Umstehenden aus dem Sarge. Dieser Scherz ward sehr belacht, er hatte das Gute, daß ein hochstehender Gönner alle seine Schulden bezahlte.

Um den Bewohnern einer kleinen Stadt die Folgen einer zu frühen Beerdigung vor Augen zu führen, ließ er sich ins Grab einsenken, im letzten Augenblick sprang er zum Entsetzen der Umstehenden aus dem Sarge. Dieser üble Scherz kam bis zum Kurfürsten, der ihn dafür nach Spandau abführen ließ. Hier hätte er wahrscheinlich lange zubringen müssen, wenn nicht die Kurfürstin Dorothea zum Besuch nach Spandau gekommen wäre. Kaum vernahm Kyaw davon, so ließ er vor seinem Fenster ein Gemälde aufhängen, auf dem zerbrochene Gläser, Flaschen, Pfeifen, Tische, Stühle, zerrissene Kartenblätter und dergleichen zu sehen waren. Dasselbe war mit folgender Umschrift versehen:

Kyaw hofft auf besseres Glück,
So steht's jetzt um sein Geschick!

Als die Kurfürstin sich nach der Bedeutung des merkwürdigen Gemäldes erkundigte, erschien Kyaw selbst am Fenster und bat in beweglichen Ausdrücken um Verzeihung. Durch Vermittelung der hohen Frau ward ihm dieselbe zu theil. Da fühlte sich Kyaw verpflichtet, dem Kurfürsten seinen Dank darzubringen, den er auf folgende originelle Weise zum Ausdruck brachte. Er kaufte sich in Spandau einen Esel und ritt auf demselben zum kurfürstlichen Schlosse nach Berlin. Als der Kurfürst den seltsamen Reiter erblickte, ließ er ihn vor sich führen und erkundigte sich nach der Ursache des seltsamen Rittes. Nachdem Kyaw dem Kurfürsten seinen unterthänigsten und wärmsten Dank für die Begnadigung ausgesprochen, kam er auf die schlechten Zeiten in Spandau zu sprechen, die ihm nur gestatteten, ein Pferd zu kaufen, das wenig Futter beanspruche. Der Kurfürst lachte herzlich über den originellen Einfall, schenkte ihm hundert Ducaten zum Ankauf eines Pferdes und ließ ihn wieder ins Regiment eintreten.

Die kriegerischen Ereignisse der damals unruhigen Zeit führten Kyaw 1686 vor Ofen, um die vordringenden Türken zu bekämpfen. Nach errungenem Siege zog er mit an den Rhein gegen die Franzosen, auf dem Marsche nach Brabant verwundete er

Feuilleton.

Ein Soldaten-Parlament.

(Vor fünfzig Jahren.)

Von Karl von Bruchhausen (Hameln).

Nachdruck verboten.

Nicht um Spanien handelt es sich, das classische Land der Pronunciamentos, nicht um eine der verlotterten Republiken Central- oder Südamerikas, nicht um Haiti oder Liberia, sondern um unser gutes — Preußen. Freilich um das Preußen vor fünfzig Jahren, um eine Episode aus den Novembertagen des bösen Revolutionsjahres 1848.

Da höre ich sagen: „ein garstig Lied — pfui, ein politisch Lied!“ Gewiß, denn die Politik soll nun einmal „unter dem Strich“ keine Stätte haben, wir haben über dem Strich schon genug davon. In dem Geschichtchen, das hier erzählt werden soll, wird sie denn auch nur insoweit gestreift werden, als es zum „Verständniß“ gerade erforderlich ist. Im Uebrigen kann auch der rabiateste „Steuerverweigerer“ von Anno 1848 seine Freude daran haben, wie es denn gerade ein solcher war, der sie mir erzählte: mein Vater. Damals ein Brausekopf im Anfang der dreißiger Jahre und Gefolgsmann Waldeck's, später der reichstreueste Monarchist, dessen vier Söhne sämmtlich die Epauletten getragen haben und 1870 mit nach Frankreich hinausgezogen sind.

Es war eine schlimme Zeit dazumal. Seit den tollen Märztagen war das Militair aus Berlin gezogen bis auf kleine Abtheilungen, die sich kaum zu zeigen wagten. Monate und Monate vergingen so, bis die Monarchie sich ermannte. Einer der ersten Schritte in dieser Richtung war Mitte September 1848 die Ernennung des Generals von Wrangel zum Obercommandeur in den Marken. Zunächst in Charlottenburg residirend, hielt er bereits am 20. September eine große Parade Unter den Linden ab und am 10. November zog er endgiltig mit Truppenmacht in die halb der Anarchie verfallene Landeshauptstadt ein. Die Hauptcolonne, an deren Spitze der General selber ritt, marschirte durch das Hallesche Thor zum Gendarmenmarkt, denn hier, im königlichen Schauspielhause, tagte die preußische Nationalversammlung. Sie hatte sich „in Permanenz“ erklärt und durfte als die schlimmste Schürerin der Unzufriedenheit angesehen werden. Mit ihr wollte „Papa Wrangel“, den man übrigens damals noch nicht so nannte, zunächst ein Wörtlein reden. Die Infanterie setzte ihre Gewehre auf dem Gendarmenmarkte zusammen; die Artillerie stand in der Markgrafen- und Mohrenstraße.

Wrangel hatte sich, mit eiserner Kaltblütigkeit allen Hohn und Spott der Menge an sich abgleiten lassend, an der Ecke der Mohrenstraße auf einen Stuhl niedergesetzt. Da erschien vor ihm der Chef der Bürgerwehr Major a. D. Rimpler und erklärte: „Die Bürgerwehr sei entschlossen, die Freiheit des Volkes, die Würde der Nationalversammlung zu schützen und sie werde nur der Gewalt weichen.“ Ruhig und freundlich — wie entnehmen das der Lebensbeschreibung des Grafen von Wrangel — erwiderte der General: „Sagen Sie Ihrer Bürgerwehr, die Gewalt wäre nun da; ich werde nun mit den Truppen für die Ordnung einstehen; die Nationalversammlung wird binnen 15 Minuten den Sitzungssaal verlassen und dann wird auch die Bürgerwehr abziehen.“

. . . Noch war die bestimmte Frist nicht abgelaufen, als die Abgeordneten paarweise die Freitreppe des Schauspielhauses herabstiegen und, von Zurufen des Volkes begleitet, in Procession nach der Taubenstraße zogen und verschwanden. Unter diesen Abgeordneten befand sich mein Vater.

„Die Zeitungen“, erzählte mir der sonst meist Schweigsame mit etwas wehmüthigem Selbstspott, „schrieben damals „in würdiger Haltung, paarweise“ seien die Vertreter des Volkes durch die starrenden Bajonette dahin geschritten. Was mich betrifft, ich bekenne offen, ich habe mich selten im Leben so unbehaglich gefühlt, wie damals, als die feuerbereiten Kanonen ihre Mäuler gegen das Schauspielhaus reckten. Ich war dermaßen aufgeregt — und Anderen wird es kaum besser ergangen sein — daß ich allerlei Sachen auf meinem Platze im Schauspielhause liegen ließ. Darunter war ein Buch über Staatswissenschaften, das ich mir kurz zuvor vom Minister Grafen Brandenburg geliehen hatte. Es wäre mir im höchsten Grade unangenehm gewesen, wenn ich dieses Buch nicht hätte zurückgeben können. Wenn schon der Graf es mit wirklich edelmännischer Zuvorkommenheit dem rothen Demokraten zur Verfügung gestellt hatte: ich mochte nicht in der Schuld des unconservativen Mannes bleiben.“

„So machte ich mich denn am Tage nach dem glorreichen Ausgange wieder nach dem Schauspielhause auf. Ich versuchte am Haupteingang herein zu kommen. Ein energisches „Halt!“ des dort aufgestellten Postens verbot mir den Eintritt. „Befehl, Niemanden hereinzulassen.“ An den Nebeneingängen dasselbe. Ich vertraute mich dem Unterofficier der Wache an, der aber meinte: ohne ausdrücklichen Befehl vom Obercommando dürfe ich selbst in Begleitung nicht hinein. Es kam ein anderer, intelligenter Unterofficier dazu und erbot sich, das Buch zu holen, konnte es indeß nicht finden und kam unverrichteter Dinge zurück. Ich aber wollte und mußte das Buch haben, war auch überzeugt, daß es sich noch auf demselben Platze befinde. Nach einigem Ueberlegen meinte derselbe Unterofficier: „Na, wenn Ihnen so viel daran liegt, und ein Unrecht ist's ja auch weiter nicht — an den Posten kommen Sie unter keinen Umständen vorbei. Aber ich weiß einen Platz, auf dem kein Posten steht.“ Ich folgte ihm. Auf allerlei Stiegen ging es hinauf bis in die Sofittenböden, von dort zur Bühne hinab. Eilenden Schrittes war ich an meinem Platze: Gott sei Dank, das Buch war noch da! Jetzt erst fand ich die Ruhe, um mich zu bücken, und was ich da sah — damals hat es mich namenlos traurig gemacht, heute lockt es mir nur ein Lächeln ab . . .

„Es machten etwa zwei Compagnien — von irgend einem Garde-Regiment — anwesend sein. Officiere sah ich nicht; in einer Ecke unterhielt sich ein Häuflein Unterofficiere, so gut das bei dem zeitweiligen Lärm, der den Raum durchtoste, möglich war. Die Mannschaften vertrieben sich nämlich die Zeit damit, daß sie — Parlament spielten. Da saßen sie auf den Sitzen, die nach Tags zuvor wir eingenommen hatten. Auf der Präsidenten-Tribüne hatte es sich ein baumlanger, breitschultriger Grenadier bequem gemacht. Bartlos, mit schrillender Stimme und eisernem Gesicht waltete er seines Amtes. Zur Seite die Bänke der Schriftführer, die mit unermüdlichem Eifer in ihren imaginären Protokollen kritzelten. Und im weiten Raume die Herren Abgeordneten: der eine bequem hingeflegelt auf dem Sessel; ein Anderer mit verschränkten Armen zurückgelehnt. Ein paar schliefen gar, ob wirklich, oder ob sie es blos markirten, weiß ich nicht. Ebenso wenig weiß ich, worüber verhandelt wurde. Ich hörte nur das durchdringende Organ des Präsidenten „der Herr Abgeordnete for Posemuckel hat das Wort.“ Offenbar war der Präsident mit Spreewasser getauft. Ein Gefreiter mit einem ganz kleinen Schnurrbärtchen im jugendfrischen Gesicht bewegte sich in langsamen Storchschritten nach der Rednerbühne hin. Was er da eigentlich redete, habe ich nicht begriffen, aber offenbar war er von der „Linken“, denn von dort schallte es ununterbrochen: Sehr gut! Bravo! Hört, hört! während die Rechte ihrem Unmuth durch Zischen, Pfeifen und Getrampel Ausdruck gab. Glocke des Präsidenten (es war bei dem eiligen Abzug am Tage zuvor Alles unverändert stehen und liegen geblieben): „Wollt Ihr woll stille sind, Ihr Quatschköpe rechts!“ Darauf ein allgemeiner Ausbruch der Empörung auf der betroffenen Seite, der sich erst wieder legte, als die durchdringende Stimme des Präsidenten vernehmbar wurde: „Dat da (auf die Linke weisend) sin ooch man blos Kameele!“ Nun ein Sturm links und wer weiß, wie es dem Präsidium ergangen wäre, wenn nicht auf einer der hintersten Bänke sich ein Mann erhoben, und mit Stentorstimme im breitesten Westfälisch durch den Tumult gerufen hätte: „Ich f-elle einen Vertagungsantrag, es is Zeit zum frühs-tücken!“ Allgemeine Zustimmung, und mit lautem Hallo wurde, ohne auf das Gebimmel des Präsidenten zu hören, die Sitzung aufgehoben.

„Der mich begleitende Unterofficier lachte; ich lächelte trübe vor mich hin. Das waren also die Sclaven, die wir Fortschrittler von ihren unwürdigen Ketten befreien wollten! Sie spotteten unser und des uns so theueren Parlaments. Fühlten sich anscheinend auch ganz wohl dabei.“ —

So weit mein Vater. Und er setzte hinzu: „Heute freilich sage ich, wenn ich an jene Scene zurückdenke: welche gesunde Kraft in unserem Volke, und welch' urwüchsiger Humor! Man lernt eben mit den Jahren die Dinge anders sehen.“

SLUB
Wir führen Wissen.